

Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Schnee.

Die Winter meiner Kindheit waren voll Schnee. Schon lange gibt es keinen solchen Winter mehr. Er hing in schweren weißen Lasten von den Bergen herunter und schüttete den Wald, die Halde und das Seegelande zu. Der See war dann schmutziggrau wie ein toter Riesenfisch. Kaum sah man die Kamine auf den Dächern, die Kreuze auf dem Friedhof, die Hagstecken in den Matten noch hervorgucken. Nach fünf Uhr abends klingelte das Oberdorf von Kinderschlitzen, die durchs Steinigäßchen oder vom Obkilchenweg hinunterfausten. Die Brünigpost fuhr langsam, auf breiten Schlittenkufen, durch die Straßenmitte, wo ein Sträßchen gepflügt war, und Rutscher und Postillon hatten einen Turm von Schnee auf Kapuze und Achseln. Sie klopften sich ab und stürzten in den Gasthof zum Engel, damit ihnen der flinke, lustige Sohn Josef einen heißen Grog reiche. Blauer Rauch dampfte morgens und nachmittags um die Bier über die Dächer in die graue Luft und erzählte von geheizten Rachelöfen und duftig gebrautem Kaffee. Wir Buben stülpten die gestrickten Wollmützen mit den beiden Augenschlitzern wie ein Visier zum Kinn herab, rannten zum Seeschiff hinunter, wo die Krähen um die Pappeln flogen, und prüften großartig, ob der bleistille und bleistarre See an einzelnen seichten Stellen zu gefrieren beginne. Eine Ruhe herrschte überm Lande, daß man die Stundenschläge von der Garnerkirche und das Peitschenknallen von Siswil her fast wie vom eigenen Dorfe hörte.

Zu Weihnachten, ja meist schon um den Samichlaustag¹ herum trug unser Dorf eine mächtige Schneehaube, und man konnte die tiefen Stapfen sehen, die vom großartigen Geschenkebischof, und die feinern, die vom Eselein mit dem Christkind zührten, als es in der stillen heiligen Nacht von Haus zu Haus zog und dann in der mitternächtlichen Kirche verschwand. Knietief, nein, bis an die Hüften, behauptete mein Freund Josef Rohrer, sei das fromme Tier jedenfalls eingesunken, als es von den Bergwäldern herunterkam.

Damals stritten sich Samichlaus und Christkind in der andächtigsten Form um das Dorf. Bisher hatte der „schleifende“² Bischof die Ober-

hand besessen. Wochenlang hatten ihn die Buben auf dem Dorfhügel mit den Trichel³ abends eingeläutet. Oft kam er unsichtbar und warf seine Gaben mit Geisterhänden ins Haus. Oft aber zog er als stattlicher Bischof mit Pferd und Schlitten und dem bösen Chlaus durchs Dorf und krommte alle Häuserstiegen empor. Der böse Chlaus war unheimlich wie die Nacht mit seinem Sack und Stecken und seinem drohenden Gebrumme. Aber der Bischof mit Inful und Stab leuchtete wie ein süßer Sonntag über uns, segnete, öffnete Körbe von Glanz und Duft und ging lächelnd von hinten. Wo er gestanden, sah ich noch lange einen goldenen Schimmer schweben.

Aber nun trat das Christkind mit ihm in Konkurrenz. Es hatte den Vorteil der schönsten Festtage, des Weihnachtsbaumes, der Krippe und der wunderbarsten Kindheitsgeschichte. Der bärtige Chlaus mußte nach und nach vor seinem göttlichen Zauber zurücktreten. Indessen, in vielen hablichen Häusern ließ man die Majestät des Bischofs und das bethlehemitische Kind in die Stube, und zweimal deckte sich der Tisch mit Geschenken.

Und immer hüllte reichlicher Schnee diese geliebten Tage in seine kühlen, sauberen, wohligen Arme. Ach, was waren das für herrliche Winter!

Wir Geschwister besaßen leider nur einen Schlitten, und was für einen! Er fiel ganz aus dem Stil der hiesigen Schlitten, war zu niedrig, rotbemalt, aus solidem Eisen, aber plump und viel langsamer als die leichten hölzernen Sächlerschlitten. Es war eine Schmach mit diesem Unhold. Und so sah ich mich von der Großmut meiner Kameraden abhängig, ob mich einer auf seinen Zweiplätzler nehmen wolle oder nicht. Natürlich konnte ich so nie selbst lenken. Ich mußte vorn sitzen und mich gehorsam zurückdrücken, daß der hintersitzende herrschende Knabe das Gefährt leiten konnte. Mit ihm mußte ich das Schicksal teilen, einmal prachtvoll um die scharfe Kurve zu schießen, einmal noch prächtiger an den Hag hinauszufliegen. Schon damals fing es an, daß ich nie regieren durfte, immer regiert wurde, wenigstens im groben, äußeren Schlittengang des Lebens.

Übrigens litt ich im Winter schwer an meinem Asthma und konnte nicht oft an diesen Schlitteln-

¹ 6. Dezember. ² beschenkende. ³ Die großen Rutschellen.

den Vergnügen teilnehmen. Zum größten Teil verliefen meine Wintermonate auf dem alten Sofa, am großen, breitsimsigen Stubenfenster, das ins Dorf und an die Kernserberge sah. Da freilich schlittelten meine Gedanken über die steilsten Pfade hinunter und nahmen die schärfsten Kurven.

Aber wie liebte ich den Schnee, wie jubelte ich beim ersten grauen Gefloß aus den Lüften herunter, diesem warmen Gebrodel, als würfen die Himmlischen die Brosamen von ihren überreichen Tischen. Und wie entzückte mich und entzückt mich noch heute im Alter der salzigherbe Geruch eines klaren, stillen, im Schnee starrenden Januartages!

Und wenn ich wieder lange krank lag und dann etwa ein Bub zu mir hereinkam und ans Bett trat, wie griff ich nach seinen Ärmeln, seiner Mütze und sog den wunderbar starken, erfrischenden Wintergeruch in meine Nase. Mir war, es dufte die ganze Luft und Kraft des Winters, die Tapferkeit des Lebens, Männlichkeit und ewige Gesundheit aus diesem Knabenkittel. Nie erlebte ich ein süßeres Aroma!

Der französische Tambour.

Der erste strenge Eiszapfenwinter, an den ich mich erinnere, brachte uns einen seltsamen Gast in die Wohnung, einen Franzosen der Bourbakiarmee. Von diesem großen Heere erzählte man, es sei soeben halberfroren vor den anstürmenden Pickelhauben über den Jura zu uns Schweizern geflüchtet und von der Mutter Helvetia entwaffnet und rasch in die gastlichen Stuben des Landes zerstreut worden.

Vom damaligen slinken und mörderischen Krieg an unseren Flanken habe ich fast keine Erinnerungen. Ein Bilderbuch zu Weihnachten zeigte mit farbigen Soldatenbildern und gelben Feuerlohen die bisherigen Siege der Deutschen an und fügte eifrige Verse hinzu. Das machte Eindruck. Doch fühlte sich mein fünfjähriges Herz irgendwie von dem Namen Bismarck und Moltke bedrückt, die dann und wann wie ferner Donner bis in meine Zimmerecke grollten.

Aber nun kam jener Franzose in unsere Familie, ein junger, schwächtiger Mann mit finstern Haar, einem schwarzen Schnäuzchen, das er beim Lachen wie ein hübsches Schuhbürstchen hob, so daß lange weiße Zähne aus dem Dunkel leuchteten, und mit heillos dünnen, schlotterigen Hosenbeinen, den linken Arm in der Schlinge, und ohne daß er sich selbst um viele Worte bemühte, er-

zählte seine abgeschabte Montur von Kanonen, Leichen, Eis in den Gräben, von den Schnauzipfeln Napoleons und davon, wie froh er, der in diesem verhunzten Militärkleid steckte, um unser warmes Schweizerneß sei. Er spielte Flöte wie mein Vater, mit der gleichen weichen Schwärmerie, und zeichnete ziemlich gute Köpfe. Darum hatte man ihn gerade zu uns ins Quartier gelegt. Jede seiner Bewegungen war von unnachahmlicher Anmut.

Paul war froh wie ein Kind über den welschen Gast und voll Interesse an allem neuen Drum und Dran. Meine Mutter freilich, die den Tisch decken mußte, betrachtete die neue Last mit heimlicher Sorge. Sie hatte vor wenigen Wochen die treue Gehilfin Lina aus Sparsamkeit entlassen und kochte und haushaltete ganz allein.

Doch Paul besaß nun einen verständigen Fremdling, der mit ihm die Pfeife rauchte, bei ihm an dem Schenktisch im Löwen saß, mit ihm unnütze, aber unterhaltliche Skizzen zeichnete, gefellig fabulierte und von fernen, besseren Ländern träumte. Nie hörte ich den Tambour, wie ihn die anderen Franzosen in Sachseln betitelten, über sein oder Frankreichs Los jammern. Er nahm gleichmütig mit allem fürlieb, erzählte ungern vom wild und wüßt Erlebten, piff sorglos in den Tag, nickte noch durch unsere Doppelfenster im dritten Stock den weißbänderig bezopften Sachslernjungfern Komplimente zu, und man hätte eher vermutet, er komme eben von einem etwas lotterigen Pariser Tanzfest als von einer grausigen Menschenmehgerei zu uns in die Berge. Dieser lebenswürdige, immer heitere, immer galante Franzose, mit einer Sprache, die noch hübscher näselte als Pfarrer und Landammann zusammen, mit einem steten gütigen Oui und S'il vous plaît und etlichen drolligen Sachslerbrocken dazwischen, dieser scharmante junge Bursche gewann uns alle im Nu. Nur das reise Auge Verenas beobachtete ihn bis zum Abschied mit unerfreuten, leise anklägerischen, vergränten Blicken. So ein Leichtfuß, der nur lachen, flöten, trinken, zeichnen und scharwenzeln konnte, ach, wie sollte er auf ihren Gemahl anders als schädlich wirken!

Während der Tambour stillvergnügt auf dem Sofa lag und seine schwarzen Augen von Mädchen und Späßen redeten, erzählte uns der Vater um so mehr vom stattgehabten gräßlichen Krieg. Er begleitete seine Worte mit den vielen Bildern aus „Über Land und Meer“ und „Gartenlaube“, wo man deutsche Angriffe, französische Flucht, Einmarsch in die belagerten Städte, Napoleons

Ergebung, die eissigen Nächte vor Paris und bald auch die Unterzeichnung des Friedens und die deutsche Kaiserwahl flott hingeworfen sah. Mein Vater betrachtete die große Begebenheit nicht vom sozialen Standpunkt, von dem aus ich später, leider nach langen Falschmünzereien, jeden Krieg als eine namenlose Anmaßung etlicher Herren und als eine tierische Folgsamkeit und Schlächtereier ganzer Völker ansehen mußte. Paul hatte nie unter dem Tornister geschwitzt, noch weniger im Ernstfall die Kugeln pfeifen hören. Er wußte nichts vom Elend der gemeinen Soldaten, von zerrissenen Gliedern, woran ihn doch sein Dامنstumpf hätte mahnen können, nichts von Brandschatzung, Sengen und Brennen, Waisen- und Wittwennot und Krüppeln für Lebenszeit. Er sah nur die großen Manöver, das Genie Moltkes und Bismarcks, das Pathos fallender Festungen und erschlagener Bataillone. Er fühlte sozusagen nur die grandiose Epik der Sache als Dichter, wie man sie aus einem vehementen Buche in künstlerischer Distanz und rollenden Hexametern läse, aber nicht aus den leidenden, fluchenden, unglücklichen Einzelwesen der Tragödie und unserer menschenbrüderlichen Teilnahme mit ihnen.

So haftete mir denn auch selber bis tief ins Jünglingsalter die Schwäche an, Kriege poetisch und pathetisch, statt sozial zu sehen, und Schillers wundervolle Geschichtsbilder bestärkten mich später darin. Ich wurde ein eigentlicher Kriegsfanatiker, wollte nur noch Soldatenspiele treiben, begeisterte mich etliche Jahre später unendlich am Balkankrieg zwischen Türken und Russen, studierte nichts so gerne wie die Feldzüge der Vergangenheit, vergötterte Hannibal, Cäsar, Belisar, Saladin, Gustav Adolf, Napoleon, und wurde sogar wegen meiner Schwärmerei für den Verteidiger von Plewna der Raditschah genannt. Noch mit sechszehn Jahren schnitzelte ich aus leeren Fadenspulen Hunderte von Soldätchen, errichtete Burgen und Städte und führte mit Nachbarsbuben grausame Belagerungen und Völkerschlachten aus. Geschichte blieb dann zeitlebens mein Lieblingsfach. Aber es dauerte noch zwei Jahrzehnte, bis ich mich vom Kriegstaumel losmachen und die Historie weniger mit Schwert und Büchse und Purpur, weit mehr mit Schaufel und Nadel und Fabriklerblusen würdigen konnte.

Damals war man in der Urschweiz noch durchaus vom Kriegsrühm der alten Schweiz erfüllt. Am Tell zu zweifeln machte beinahe vogelfrei. Das Wort Österreich erfüllte uns Junge mit Haß. Wir meinten, unsere Ahnen hätten immer

für ihre Freiheit gekämpft. Wir verfluchten die Bögte der Chronik und wußten nichts von der himmeltraurigen Bögteherrschaft der Tellenhöfne selber über die eroberten Gebiete, ja, über die eigenen Bauern, die schlichte Bürgerfame sogar. Über die Bauernkriege ging man rasch hinweg, die französische Revolution war alles in allem eine Schandtat und die Eidgenossenschaft blieb nur echt, wenn jeder Kanton ein kleiner König blieb. Den Ursachen der Reformation ward mit Samthandschuhen nachgespürt, Andersdenkende zu verstehen, half uns kein Mensch. Die Schweizergeschichte, besonders die der Waldstätten, strahlte wie die pure Sonne und Gerechtigkeit. Das Schönste und Erstrebenswerteste darin für uns Knirpse war der Morgenstern oder die Hellebarde. In dieser Luft gedieh keine geläuterte Anschauung über Recht und Unrecht der Kriege. Ich wurde vierzigjährig, bis ich zum erstenmal einen obersten Magistraten vor allem Volke rufen hörte, man solle unserer Jugend nicht bloß die hellen, sondern auch die schwarzen Blätter der Heimatsgeschichte zeigen¹.

Aber damals, als Fünftehalbjähriger, vermochte ich die Politik nur im Sinne von Kraft und Schwertglanz zu deuten. Ringsum sah ich nichts anderes, als daß derjenige am meisten galt, der am besten hosenlupfte, einen Stein am weitesten warf, einen gewaltigen Laib Käse am mühelosesten hochhob, eine wilde Kuh am geschicktesten bändigte. Und mein Vater, der solche Fauststücke eigentlich verachtete und seine weißen Hände schonte, war im Grunde genau so. Wie begeisterten ihn die Bayern, die er von seinen Münchener Jahren her so innig kannte und liebte, gerade weil sie am wichtigsten dreinschlügen! Und wie ich die famosen Bilder der „Gartenlaube“ betrachtete und meinen Vater mit großen Gesten darüber phantasieren hörte, ward ich noch ungesunder als dieser Ungesunde. Ich hätte an einem Lagerfeuer kauern, auf Vorposten stehen, mit einem wiehernenden Rappen ins Gefecht reiten, von einem Feldherrnhügel aus die Kolonnen rechts und links dirigieren mögen. Denn solches erzählte der Vater, und er erzählte wundervoll mit seinem klaren Baße. Nacht, weitum Stille, eine Trompete, Feuer, mit zwei Säcken im Sattel, der Feind in dunkeln Massen nahend und brausend wie ein großes Wasser, Musikmarsch bei uns, Galopp, Bajonettgetrach, stürzende Regimenter, geschwenkte Banner, Hurra,

¹ An der Zentenarfeier Schaffhausens Bundespräsident Josef Zemp.



Der Wehrmann feiert daheim Weihnachten.

Phot. S. Gaberell, Thalwil.

Sieg! — Und immer wieder mit dem verstümmelten Daumen tupfte der Erzähler auf den Illustrationen der deutschen Hefte herum: Seht da, so! — und jetzt so! — Seht! ...

Aber unser Tambour lag auf dem Sofakissen mit zerflattertem schwarzen Haar, schmauchte am Pfeifchen, betrachtete den erhitzten Vater, die gierig horchenden Kinder, die Schlachtenbilder, und verzog ganz leicht und spöttisch den Mund. Dann fiel sein Blick auf die emsige Verena am anderen Fenster, wie sie nähte oder strickte ohne aufzuschauen oder zuzuhören, und ihm schien wohl, das sei der vernünftigste Mensch in der Stube, der faulenze und salbadere und flunkere nicht, sondern rege nützlich die Arme und ziehe der

angeschwindelten und verlumpten Menschheit wenigstens ein ganzes Hemd oder einen warmen Strumpf an.

Das merkte ich freilich nicht, bis der Tambour es beim Abschied, die Hand am Käppi, vor uns allen der Mutter ins Gesicht bekannte. Der Vater grübelte im Ohr, wie er immer tat, wenn er etwas Unangenehmes vernahm. Meine Mutter wurde rot bis in den Hals hinunter. Aber meine ältere Schwester leuchtete geradezu auf wie ein Stern und sagte mir: „Siehst du! Siehst du jetzt, du Gvätterlibub¹!“, bis ich den Vorgang halb und halb begriff. Aber es wollte mir nicht gefallen, und ich grübelte auch im Ohr.

¹ Kindischer Spieler.

Doch wenn ich etwa von Waters Fabeln weg auf den Schulhausplatz hinunterließ und dem großartigen Gerede der älteren Schulbuben zuhörte, wie sie sich über den deutsch-französischen Krieg ausließen, gewann ich ganz andere und sachlichere Kenntnisse als aus den Fanfaren in der Stube. Die meisten Knaben neigten den Franzosen als den so grausam Verspielenden zu, nur wenige hielten es mit den Pickelhauben. Die Preußen wollten alle Länder ringsum in einen Topf werfen und auffressen, hieß es. Schon haben sie Schleswig-Holstein geschnappt und Österreich mit dem Ellbogen in eine Ecke hinausgestoßen und die Beine nach links und rechts durch die kleinen Staaten verpreizt. Jetzt fangen sie noch mit den Franzosen an. Wegen einem kleinen Ärger gleich das halbe Europa anzünden! Ein Glück, daß wir Eidgenossen den Rhein zwischen uns und ihnen haben, den Rhein grün und reißend und noch ganz gletscherkalt, sonst weiß der Teufel, was den Preußen noch einfiel.

„D“, rief Franz Britschgi, der muntere Gasthofssohn, „da sind auch noch die Bayern. Das ist eine andere Sorte. Mit denen kommen wir gut aus. Die hülfen uns. Sie mögen den Preuß' so wenig als den Franzos'.“

„Schweig', kleiner Fink,“ überschrie ihn die mutige deutschfreundliche Minderzahl. „Das heißt man den Stiel umkehren. Der Napoleon ist ein Hochmutsaffe, wollt' alles nach seinem Dünkel und Schnauzzipfel haben, meinte wie der Onkel zu sein und reicht ihm nicht einmal das Wasser. Auch den Franzosen war er schon lange um ein billiges feil. Gerne hätten sie ihn in sein thurgauisches Landhaus uns Schweizern zurückgegeben. Und da hatte er zu allem noch eine verflixte Zigeunerfrau zum Weib, die ihre Nase in alle Häfen steckte und ihn reizte und wirr und wild machte und ein recht großes Feuerwerk sehen wollte. Da hat sie's bekommen. Prost!“

„D ihr Blöddiane,“ entgegnete man. „Nur weil die Franzosen das schlechtere Gewehr und mindere Leutenante hatten, haben sie verspielt. Sonst, Herrgott noch einmal! Der welsche Kaiser hat uns immer gern gehabt. Denkt nur an den Neuenburger Handel! In Zürich hingegen und in Basel soll es nicht mehr auszuhalten sein vor den vielen Schwaben und Berlinern und ihrem heillosen Maul.“

„Das beste ist“, griff nun bedächtig der lange Constantin ordnend ins wilde Garn der Rede, „das allerbeste, wir halten uns beide vom Buckel, den Franzos' und den Preuß'. Mögen sie ihre

Suppe selber zusammen auslöffeln, das geht uns nichts an. Aber die gleiche Sprache haben wir halt doch wie der Schwab' und Preuß'. Hingegen der Franzos' hat ein anderes Parlieren. Wir verstehen ihn nicht. Er ist uns nicht so nah verwandt.“

„Aber unsere Bourbaki hier sind doch heibleibe Burschen,“ wandte man ein. „Das sind sie,“ nickte Constantin gütig.

„Und gefochten haben beide Teile wie bare Teufel. 's ist keiner davongelaufen. Und von beiden liegen ganze Schwaden im Gras. — Ja, so ein Krieg,“ seufzte man.

„Wenn es bloß am Volk gelegen wäre, sie hätten einander nicht totgestochen,“ mischte sich wieder die ruhige Stimme Constantins in die Rede. „Das hat uns der Vater gesagt. Keine Patrone würde verschossen, wenn die Bauern ganz allein und die Handwerker und Arbeiter und sonstige Bürgerseut' ja oder nein sagen müßten, nicht die paar Generäle und Präsidenten. Nein würden sie sagen. Nein, nicht schießen, nicht stechen, nicht kriegen. Nein, das wollen wir nicht, Mensch auf Mensch!“

„Das wär' aber schier schad',“ fuhr Leo von Moos dazwischen. Er hatte ungeheure Armmuskeln. — „Denkt, wo wären wir ohne Krieg?“ „Ja, das wohl,“ sagten alle und wiegten ihre länglichen Obwaldnerköpfe. „Denkt an Morgarten,“ schrie der herkulische Bub uns an, „und an Sempach und an Murten! Das hat uns gerettet. Wir wären verloren. Wir müßten dem Österreicher oder sonst einem fremden Cheib dienen. D, uns hat der Krieg so berühmt und stark und frei gemacht...!“

Ein Schauer faßte mich. Die alte Schweizergeschichte in ihrer teils echten, teils bengalisch beleuchteten Glorie stieg vor mir auf, und in diesem grellen fieberroten Licht, dessen Künstlichkeit ich noch viele Jahre nicht erriet und das mich noch oft blenden sollte, versanken alle deutschen Helme und welschen Käppi, und ich schoß die drei Stiegen hinauf, um schleunigst die Schlacht von Sempach mit dem Herzog Leopold und dem Arnold Winkelried zu spielen, mit Fadenspulen zu spielen, ich, der Gvätterlibub!

Aber der Tambour winkte in seiner schäbigen Uniform noch einmal von der Straße zu Mutter Verena herauf. Und ich sah wieder, wie er den schwarzen Schnurrbart gleich einem hübschen Schuhbürstchen gehoben, die weißen Zähne gezeigt und der Mutter mit einem kostbaren Knick gesagt hatte: „Ja, ja, so recht, Madame, avec

Löffel und Strumpfe und Nadel und nift avec Jüsil und Bajonett, sacre Dieu, pas ça, absolutement pas ça!"

Drei unheimliche Nächte.

Wenn Paul wieder für Monate die Weite suchte, dann schloß sich unser kleiner Geschwister-ring um so enger um die Mutter. Dann war die kleine schwächliche Frau Vater und Mutter in einer Person. Ja, nach und nach vermißten wir den Vater gar nicht mehr, verloren überhaupt den Begriff, was ein Vater sei und bedeute. Wie rare Inseln waren die meist kurzen Aufenthalte Pauls bei uns. Nachher hatten wir wieder das weite, leere Meer für lange Zeit und wußten bald nicht mehr, was so eine väterliche Insel sei.

In der abendlichen Dämmerung kauerten wir dann um die Mutter herum, und jedes wollte ihr am nächsten sein, ihre Hand fassen oder gar den Arm um den Hals schlingen oder doch wenigstens mit beiden heißen Händen ihre weichen Pantoffel umfassen. Dann sangen wir ihre Lieblingslieder „Goldne Abendsonne“ und „Freut euch des Lebens“ oder beteten mit ihr den Rosenkranz.

Viel sollten wir beten. Berena wurde der Gesprächsmitte mit Gott und seinen nahen Freunden, den Himmelsheiligen, nie müde. Immer noch wußte sie ein neues Vaterunser und noch eins an die übliche Andacht zu knüpfen. Es war, als müßte sie nicht bloß für uns und den fernen Vater, sondern für die ganze Menschheit über und unter der Erdrinde die Hände falten.

Es wurde immer dunkler in der Stube, und wir schmiegt uns immer dichter ums Knie der Mutter zu einem warmen, seligen Knäuel zusammen. Wir sanken immer tiefer, und die Mutter schien uns immer höher in die Finsternis emporzuragen. Nach und nach verstummte die Stimme über uns, und wir sangen leise an, zu ihren Füßen zu schäkern und zu necken und uns schwachhaft zu unterhalten. Aber wir wurden nicht laut. Wir flüsterten wie in der Kirche, denn über uns starrte ins Düstere empor wie von einer Heiligenstatue das ovale, ernste, stille Antlitz Berenas und verschwamm mit der Nacht. Sie schlief nicht, sie redete nicht, wir wußten nicht, was sie sann. Es kam uns nicht einmal in den Sinn, daß sie vom aufreibenden Tagwerk ein Weilchen ausruhe, ehe die grausame Petrolampe zu neuer Arbeit bis tief in die Nacht angezündet wurde.

Bei jeder Bewegung der stillen lieben Gestalt über uns erschrakten wir, sie möchte sich besonnen

haben, daß wir ja faulenzten und schwärmen fast wie der Vater. Ach, wenn sie nur nichts merkt! Wenn es nur noch lange nicht heißt: „Hoppla, Kinder, macht Licht!"

Sie wußte keine Geschichten zu erzählen wie der Vater, sie verstand nicht, mit uns zu spielen. Sie verstand nur mit uns zu beten, zu arbeiten und — — zu schweigen. Aber wo sie uns etwas Nützliches ohne viel Erklärens zeigen konnte, etwas Lehrreiches, das sozusagen durch sich selber sprach, da versäumte sie keine Gelegenheit.

*

Eines Nachts stand sie im Unterkleid, die nackten Füße nur in Tuchpantoffeln, schwarz und feierlich vor meinem Bett und befahl: „Komm schnell!" Ich schüttelte die Schlaftrunkenheit aus den Wimpern und lief, mich schauernd an den warmen Armen der Mutter festkrampfend, zum offenen Fenster, unter dem die Kantonsstraße vorbeiführte. Auf der andern Seite fiel noch eine Wiese voll Obst zum schwarzen See hinunter. Jenseits rafften sich die Schwändiberge in die Höhe. Und dort drüben hörte man einen Bach durch eine steile Schlucht in die dunkle Wasserstille rauschen. Der Himmel war finster, voll treibender Gewölke. Der Westwind fuhr durchs Laub und zappelte mit Millionen Füßen im Gras herum. Nicht einmal die weiße Straße hob sich deutlich aus der Finsternis. Ich hatte eine solche Zeit noch nie erlebt. Mich fröstelte.

Am Gesimse stand bereits meine ältere Schwester im langen Nachthemd und äugte scharf ins Schwarze hinaus. „Was ist?“ fragte ich und zog voll Gruseln den Kopf tief in die Achseln.

„Still! Da kommt wieder einer,“ flüsterte die Mutter. „Wartet, ich stelle das Nachtlämpfli in den Gang, damit sie uns nicht sehen. Ich wüßte nicht, was sagen.“

„Wer? wer?“

Ein schwerer Lastwagen ächzte und knarrte von der Brünigseite her. Trübe Laternen baumelten am Gestell. Die Pferdeschellen läuteten leise. Etwas Dunkles, Aufgebeigtes, Massiges schwankte unten vorbei. Ich hörte einzelne Weiberstimmen und selten einen düstern Baß hineinbrummen. Ein feines, grillenhohes Kindermäulchen plärrte. Dann schoß ein Windstoß überweg und extränkte jedes andere Geräusch. In der nächsten Pause tönte das Wagenkreischen schon ferner, den Dorfhäusern zu; aber von hinten räderte ein weiteres Gefährt nach.

„Drei Wagen... ganz überladen... Kinder

und Hausrat," seufzte Verena. „Die Großen laufen daneben. So wird's gehen bis Alpnachstad, nein, jetzt fährt kein Dampfer, bis zur Bahn in Luzern. Die ganze Nacht müssen sie fuhrwerken und dann in den Zug... und reisen, weit reisen, oh, noch viele solche Nächte und lange Tage!"

„Wohin, Mutter?"

„Nach Amerika! Sie haben keine Arbeit daheim. Ihr Heimet gibt ihnen nicht einmal genug zum Essen. In Amerika, heißt es, gibt es Geld wie Brunnenwasser. Aber schwer ist es, so vom Dorf und Heim wegmüssen."

Meine Mutter atmete schwer, ich fühlte ihren Hauch auf der Stirne.

Weiter vorne im Dorf hörte man laute Stimmen. Wahrscheinlich grüßten Leute von den Fenstern herab, und nun tönte es auch frischer und vielstimmig von den Wagen herauf. Mir aber wurde ganz erbärmlich zumute.

„Ich glaube", sagte meine Schwester, „sie halten vor dem Löwen. Man gibt ihnen gewiß Bier zu trinken oder gar Wein."

„Gäben sie lieber Suppe den Frauen und dem Windelkind Milch," erwiderte die Mutter. „Habt ihr gehört, wie so ein Kleines immer geschrien hat, fast wie ein Hühnchen? — Hui, Welch ein Windstoß! Halt das Fenster fest, Pauline."

Mir wurde schwer, als drückte ein Berg von Steinen auf mich. In dieser Nacht voll Wind und Grausen mußten diese Menschen und selbst ein Hof, das noch keinen Schritt tun konnte, aus ihren alten warmen Stuben für immer und so weit fort, übers Meer, nach Amerika, fast ans Ende der Welt.

Und haben sie dort ein Haus? Nichts, keinen Fensterladen. Oder eine kleine Wiese oder eine Geiß? Keinen Halm, kein Haar! Uns Ungewisse rollen sie, und andere Leute besetzen ihre lieben Obwaldnerstuben. Wie kann man so waghalsig, so dumm sein? Nur weil Amerika so groß ist und es so reiche Amerikaner gibt! Oh, du lieber Himmel!

Ich verstand noch nichts von der wirtschaftlichen Not, die so rücksichtslos die Landeskinder von der heiligen warmen Vaterscholle in einem wildfremden Weltteil hinausjagt. Es waren zumieist Siswilerfamilien, die da auswanderten. Jahr für Jahr kam dieses Elend nun vor. Immer nachts, als schämten sie sich vor ihrer Erde, flohen sie. Viele fanden sich dann überm Ozean leidlich zurecht, selten einer hatte geradezu Glück, schwitzen und sich abrackern mußten alle dreimal mehr als daheim. Die Alten starben bald, die

Jungen bekamen eine neue harte Haut und vergaßen. Von etlichen kamen zuerst noch lebhaft Briefe, dann etwa Grüße, dann hörte man nichts mehr. Und doch fuhren immer wieder solche Wagen die Brünigstraße hinunter. Oh, der Hunger, der unbarmherzige Martinizins, die garstige Armeleutesuppe, die Verzweiflung und die ewigrüne Hoffnung, was die Nähe versagt, von jener märchenhaften Ferne über dem Meere zu fordern!

Es wurde still auf der Straße. Ennet dem See gurgelte der Schwändibach in den Spiegel. Es tönte so schaurig kalt und gleichgültig.

„So, geht jetzt ins Bett und weckt mir das Johanneli nicht, sonst schreit es die ganze Nacht."

Auf den Sohlen huschten wir wie Katzen zu unsern Betten.

„Pst!"

Wir wandten uns nach dem Fenster um.

„Und seid froh, daß ihr so eine schöne warme Stube und ein gutes Bett habt... und... und mich!"

Unter dem Eindruck des Geschauten und noch mehr dieses letzten kleinen Wörtleins liefen wir zur geliebten Mutter zurück, drückten uns wie junge Hündlein an sie, suchten ihre Hände, ihren Hals, ihre magern Wangen zu erreichen und ließen nicht ab, bis sie uns fast mit Schelten und Drohen in die Kammer jagte. Aber ich sah sie noch lange durch die halboffene Tür, wie sie am Fenster stand und in die Nacht hinaushorchte. Warum bleibt sie noch dort? Sie friert ja, dachte ich und wußte keine Antwort.

Später hatte ich Bescheid. Sie dachte an die weiten wüsten Straßen der Welt, auf die eine solche unheimliche Nacht herabfällt, und spitzte ihr feines Ohr und lauschte einem Paar Schuhe nach, deren Gang sie so gut kannte, die sie heimwünschte, die sie so gerne von den müden Füßen gelöst und für lange unters Bett gestellt hätte. Wo, unter welchen Lüften und Wolken weilte ihr Paul zu dieser Stunde? Dachte er auch noch, wenn ihn fror, an eine heimatliche Stube? Oder war sein Herz ganz erfroren und hatte Frau und Kinder völlig vergessen?

Water unser, flüsterte sie, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Zukomme uns dein Reich! Zukomme ihm, dem dach- und stubenlosen Manne, dein Reich!

*

(Fortsetzung folgt.)